

**Daniel Heitzler Zarain**

**Der Fluch**

### Prolog

Vier Männer in ihren Vierzigern warten auf den Sonnenuntergang: Sie hocken auf zylindrischen Holzblöcken, etwa siebzig Zentimeter hoch jeweils, rings um ein auf Langlebigkeit konzipiertes Lagerfeuer, nahe zweier aus Backstein und Holz errichteter Hütten an der Westseite eines durch die wüstentypisch flache Peripherie wuchtig erscheinenden Berges nahe Estación Wadley, San Luis Potosí, Mexiko. Es ist April, und das Wetter in dieser Gegend ist wie immer.

Pancho Guerreiro de Granollers und sein Nachbar, beziehungsweise jener Viehhändler, dessen Land an Panchos grenzt, genannt Flaco Ladrido, hocken stocksteif und angespannt auf ihren an den Rändern splitterig ausfransenden Holzstumpen, sie starren manisch in die Flammen.

Der dritte im Bunde derer auf der komfortableren Luvseite des Feuers sich Befindenden: Jesús Reyes, seines Zeichens Flacos ständiger Begleiter, möglicherweise sogar hilfsbedürftiger Ex-Partner aus dessen kleinkrimineller Sturm-und-Drang-Phase, sowie seine rechte Hand in allen Belangen des alltäglichen Lebens. Er lehnt, im Schneidersitz hockend, rechts von Flaco, auf infantil abwesende Weise über dem Feuer. Dass er sich häufig als *Naco* bezeichnen lassen muss – ein Schimpfwort, das Mexikaner schnell im Munde führen, um ungehobelte Unterschichtsbürger zu denunzieren, und das nur deshalb so häufig zu vernehmen ist, weil sich mit ihm die übelsten Formen von Alltagsrassismus schamlos verbalisieren lassen – scheint ihn nicht sonderlich schwer zu treffen. Seine Haltung erweckt den Eindruck, der simple Vorgang des Verbrennungsprozesses reiche aus, ihn langfristig in den Bann zu ziehen – auf eine gänzlich ereignisgeile, non-transzendente Weise. Jesús stochert also, die Situation mitnichten erfassend, da nebenbei ein ziemlicher Stumpfkopf, hochkontemplativ mit einem dünnen Zweig ein Stück Kohle zu Tode und provoziert Mal um Mal das Ausscheren gefährlicher Funken aus der Feuerinsel.

Stoisch im direkten Weh der Rauchschwaden sitzt der Vierte, ein Hüne von Mexikaner, und verweigert augenscheinlich grundlos jedweden Platzwechsel. Sein Gesichtsausdruck zeugt von immens kognitiver Anstrengung, wirkt dabei

jedoch gelassen und unverkrampft – er scheint tief versunken in eine dem inhalierten Kohlendioxid unzugängliche Sphäre.

Pancho, geboren in Barcelona als Sohn eines Philologen urkatalanischer Verwurzelung und einer autistischen Pianistin, war der letzte Flüchtling seiner Familie vor faschistischem Terror, landete einst im malerischen Neue-Welt-Hafen von Veracruz, und fristet nun seit einigen Jahren ein unvollkommenes Dasein in der Wüste. Seine ersten und einprägsamsten mexikanischen Erfahrungen der wenigen in Veracruz und dort an der pittoresken karibischen Küste mit aufgehender Sonne im Rücken verbrachten Tage: kräftigerer Kaffee, prächtigere Farben, verheißungsvollere Frauen.

Heute führt er das Leben eines tüchtigen Arbeiters, er schlägt Gussteile für die Schienen unten bei Wadley zurecht und arbeitet hin und wieder drüben in den Mienen bei Real de Catorce – Instandhaltungsmaßnahmen, nicht Bergbau –, und erfüllt mehr oder weniger gut die Rolle eines wohlwollenden Familienvaters – er ist stolzer Erzeuger zweier Kinder, Adriana und Roberto; doch er vermisst unweigerlich sein geliebtes Spanien, da vertraut und mit unzähligen Erinnerungen verknüpft, und fragt sich, wo er nun stünde, wären manche Dinge nicht passiert oder doch zumindest anders verlaufen.

Seit nun gut sieben Monaten liegt er in engem Clinch mit Flaco. Grund: Dieser spindeldürre Satan verweigert ihm die Grabung am Grenzgebiet beider Grundstücke. Pancho vermutet Hinterlassenschaften eines indigenen Volkes (wobei er sich bislang nicht genauer mit der Historie des von ihm inzwischen seit neun Jahren besiedelten Landes auseinandergesetzt hat), ein Grabmal, möglicherweise, so denkt er, oder eine Ritualstätte, just am Grenzzaun, direkt hinter beziehungsweise unter Flacos Hühnerstall. Die Indizien dafür erhärten sich bei genauerer Betrachtung: Beinahe im rechten Winkel aufeinandertreffende und annähernd ein symmetrisches Muster ergebende Gräben und Erhebungen von zweifelslos menschlichem Ursprung verlaufen im Boden rund um eine überschaubare Fläche von etwa achtzig Quadratmetern; hinzu kommen zahlreiche Funde, wie etwa uralte anmutende Tonscherben (was er, da diesbezüglich kein Experte, nur mutmaßen kann) sowie einige Knochen und sogar echte Kunstartefakte (wie etwa handgefertigte ornamentierte Goldarbeiten, teils Schmuck, teils Gegenstände religiöser Natur) in eben jenem Areal.

Diese seine Maya-oder-Inka-oder-was-auch-immer-für-Teken-Schatz-Theorie, untermauert von einer Palette rein empirischer Beobachtungen, wie Pancho redundanter Weise zu sagen pflegt, kann oder besser gesagt möchte dieser seinem Kontrahenten um keinen Preis offenbaren – jedenfalls nicht in ihrer Gänze. Schließlich würde dieser spitzwinkelige Drecksack seine gierigen, knochigen, mit sonnengegerbter Lederhaut überzogenen Hände nach den potentiellen Reichtümern auf seiner Hälfte der Grabungsstätte ausstrecken.

Pancho ist keinesfalls gewillt zu teilen und beharrt gegenüber seinem Nachbarn auf der Notwendigkeit eines Brunnens just an dieser Stelle – eine Irrsinnigkeit per se, da der einheimische Flaco – Kenner seines Landes – nur allzu genau weiß, dass niemand im Umkreis von mehreren hundert Metern jemals in welcher Himmelsrichtung auch immer Wasser in erreichbarer Tiefe gefunden hat und also auch nie wer welches finden werde. Flaco seinerseits lässt Pancho über seinen Wissensstand und seine Einschätzung im Unklaren und vermutet hinter der Notwendigkeit eines zu grabenden Brunnes scharfsinnig einen billigen Vorwand, der ihm aufs Plumpste vorgesetzt wurde, für eben etwas, was er nicht weiß; den wahren Grund der Grabungsabsicht jedoch will Flaco, da neugierig und hinterlistig, durch gekonntes Pokern und mutiges Bluffen zum richtigen Zeitpunkt in Erfahrung bringen – auch er ist von Natur aus berechnend. Beide wissen nun, dass der jeweils Andere etwas weiß, was genau wissen sie beide nicht, und bevor sie den Feind attackieren, wollen sie rausfinden, wo anzusetzen wäre.

Jesús tut, was Flaco ihm sagt, und weiß überhaupt nichts, jedenfalls nichts, was zur Sache täte.

Ein massiger Mond reflektiert im Zwielight einer ätherischen Abendstimmung die letzten roten Strahlen des Sonnengestirns. Während am Horizont tief hinten in der kargen Weite des Tals sich die letzten an Intensität verlierenden Rot- und Gelbtöne des warmen Lichts der Sonne mit dem kühlen Blau der anbrechenden Nacht entlang der Gipfel einer Bergkette vermengen, hat sich über den Köpfen der vier Männer bereits nächtliches Schwarz ausgebreitet. Man erfährt den Himmel als Kuppel.

Es ist schlagartig kälter geworden. Der Qualm des Lagerfeuers steigt noch immer in schweren Schwaden direkt in Richtung der Visage des langhaarigen Hünen auf; und noch immer zuckt keine der kraniofazialen Muskelfasern dieses Kolosses. Jesús hat sich inzwischen das dritte Mal beim Herumstochern verbrannt, weshalb Flaco den Zweig konfiszieren musste.

Zwei ehrfurchteinflößende, muskelbepackte Biester von Hunden schleichen permanent ums Lager. Sie gehorchen dem großen Mann. Ihm unterliegen – an dieser Stelle muss klargestellt werden, dass eine Vokabel wie »Besitz« samt allen bedeutungsgleichen Verwandten bewusst vom Hünen aus seinem Wortschatz verbannt wurden – auch die Hütten; er lebt hier, er meißelt hier kleinere Mineralfiguren und lässt sie dann und wann von einem Jungen aus dem Dorf zum Bahnhof unten in Wadley bringen, wo ein Händler sie diesem abkauft, um sie auf dem Kunstmarkt von San Luis Potosí zu verscherbeln. Die Arbeiten stehen willkürlich auf dem Gelände verstreut herum und verleihen dem nächtlichen Lager einen traumartig anmutenden Charakter: Ein Fremder könnte den Eindruck gewinnen, das vor ihm liegende Bild sei einer besonders abstrakten Mixtur aus kafkaesker Szenerie und einer von M. Night Shyamalan verfassten Handlung entsprungen. Der große Mann scheint impulsiv, wahllos, nicht sukzedan an seinen Skulpturen zu arbeiten.

Das Lager wird zur Zeit ausgeweitet: zwei weitere Hütten hinter den bereits bestehenden befinden sich in ihrer Fundamentphase, eine steinerne, permanente Feuerstelle auf dem Platz zwischen allen vieren soll in Bälde in den trockenen Boden eingelassen werden. Dieser Ort wird sein persönliches Portal zu den Geistern der Ahnen, zur allumgreifenden Mutter Natur, zu *dem* großen Muster im Chaos. Hier finden die Reisen ins Umgestülpte, ins Gespiegelte, ins Pulsierende statt, hier wird den Traditionen der Vorherigen gehuldigt, hier wird die immense, mythische Energie des Peyote geachtet und ihrer sich zu Nutze gemacht – kurz, hier werden, wie der große Mann selbst es nennt, sanft kosmische Klöten betastet.

Pancho hatte, da sich in der Flaco-Frage keinerlei Bewegung einstellen wollte, einen derart unkonventionellen Plan elaboriert, dass dieser in jeglicher Hinsicht unentwirrbar sein sollte. Flaco wiederrum, der den unentwirrbaren Plan nicht im Geringsten zu entwirren gedacht hatte, stimmte nun, nachdem er monatelang aber auch jeden Ansatz eines Kompromisses abgewürgt hatte, überraschenderweise der Einladung zur Beilegung der Auseinandersetzung zu – sein Kalkül: Er würde den offenkundig wahnsinnigen Plan der Opposition mitspielen (ein seiner Meinung nach unvorhersehbarer Schachzug), und zwar bis hin zu jenem Ulcus, zu jenem Schwachpunkt dieser von Pancho ins Spiel gesetzten und Flaco noch vollkommen unbekanntem Strategie, wo sich die Energie des Angriffs vorteilhaft in einen nicht retournierbaren Konter für den Verteidiger verwandeln ließe. Diesen neuralgischen Punkt galt es mit gottgegebenem Verstand instinktsicher als solchen auszumachen und dann mit

vortrefflicher Könnerschaft handzuhaben. Eine konsequente Verortung seiner eigenen Person im Duett dieser beiden Männer, die in Flacos Überlegenheitsgefühl gründet und deren Abgründe er selbst nicht zu überblicken vermag (was als reine Beobachtung und mitnichten als Wertung verstanden werden möchte).

»Eh, Don Flaco, die Sonne ist untergegangen!«, kreischt Jesús plötzlich auf, von der schieren Tatsache der Dunkelheit um ihn herum schlagartig und nach minutenlanger Apathie wieder zurück in seinen Körper versetzt.

»Ruhe!«, zischt der massige Schamane. Ein leichtes Husten kann er nun nicht mehr unterdrücken. Flaco und Pancho richten ihre soeben erwachten Blicke auf den sich räuspernden Hünen. Dieser bringt seine Atmung wieder unter Kontrolle, mustert die ihm zugewandten Gesichter auf der gegenüberliegenden Seite der Flammen und schweigt einige gedehnte Momente lang. Dann verkündet er feierlich: »Die Sonne ist untergegangen, amigos!«

Pancho hatte wenige Wochen zuvor einen Job über drei Tage in den Mienen von De Catorce angenommen. Die Aufträge unten in Wadley waren rar geworden, die Familie saß ihm folglich im Nacken.

Er muss inzwischen nach Feierabend draußen in der Wüste, einige hundert Meter vom Haus entfernt, auf einem verdammt Holzschemel(!), seinen wohlverdienten Suff einnehmen, wenn er sich von seiner Frau nicht eine den Suff versauende Tirade anhören will. Mathilda, ebenjene Gattin, eine Tochter aus wohlhabendem Hause von Kaufleuten spanischer, genauer, baskischer Herkunft in Veracruz, hatte den damals noch idealistischen und energiegeladenen Pancho drei Tage nach dessen hiesiger Ankunft infolge seiner Flucht aus Spanien kennengelernt und alles für ihn aufgegeben, hatte die Begeisterungsfähigkeit in seinen naiv blickenden Lamaaugen verehrt und seine Abenteuerlust als eine grundsätzlich zum Wesen Panchos gehörende Eigenschaft fehlgedeutet. Jedenfalls muss Pancho seine Finanzen irgendwie in den Griff bekommen und schuftet deshalb nun dreimal zwölf Stunden die Woche in den stickigsten Tunneln der mexikanischen Wüste.

Dort hat er vor nicht allzu langer Zeit einen alten, kindshohen und äußerst mitteilbaren Indio kennengelernt, der ununterbrochen Geschichten und phantastisch wirkende Anekdoten über einen Mann aus der Gegend zum Besten gibt, welcher aus den hier geschürften Mineralien wundersame Skulpturen fertigt, die, wie der Indio es selbst ausdrückte, irgendwelche Mischwesen zwischen Mensch und geradewegs der Ursuppe oder aber auch dem Opus von

Max Ernst entstiegene Kreaturen darstellen (ein für Pancho schwer einzuordnender Name, den er also intuitiv überhörte, um keine Gegenfragen stellen zu müssen, gleichwohl der Klang dieses wahrscheinlich wohl deutschen Künstlernamens ihn aus dem Munde eines Indio greises durchaus überraschte). Kurz, dieser Mann sei, so der kindshohe Greis, ein in schamanischen Dingen sehr bewandeter Eremit, Künstler und nebenbei auch eine Gestalt von beeindruckender Größe – physisch wie spirituell.

Während der ersten zwei Schichten ignorierte Pancho den dauerhaft redenden Greis gekonnt, wimmelte ihn mit gelegentlichen Floskeln und zustimmendem Nicken ab, am dritten Tag jedoch, einem Tag, da Pancho überdurchschnittlich stark frustriert war, weil ehelicher Zank gepaart mit nachbarlichem Zwist für sein lethargisch gewordenes Gemüt schlicht und einfach zu viel geworden waren, da sprach der Alte einen Satz, während er einen halbvollen Karren Geröll mühsam anzuheben versuchte, der Panchos Aufmerksamkeit schlagartig weckte und ihn in einen Zustand ahnender Erregung versetzte: »Mijo«, sprach der Alte, »hätte der gute Bruder Alvaro damals nicht einen wohlverdienten Fluch auf meinen garstigen Erzfeind aus La Soledad, dem verdammten Güey Cuchillo, gesprochen, Pancho, mijó, ich stünde heute, hier und jetzt, nicht in dieser Miene, als freier, stolzer Mann!« Diese Worte sprach der Greis eingepfercht in einen der unfreisten, unwürdigsten Arbeitsplätze ganz Mexikos, lange noch bevor die Stelle als PR-Manager von Peña Nieto überhaupt zu besetzen gewesen war.

Der unheimlich detaillierten, irgendwie willkürlich und abstrus erscheinenden Anleitung des Hünen Alvaro Folge leistend, legen die beiden Zankköpfe – Jesús ist lediglich als Zeuge zur Überwachung der Einhaltung des von Pancho geschilderten Rituals geladen und daher von selbigem ausgenommen – je einen in eingeöltes Kojotenfell gewickelten Gegenstand, zu dem sie eine individuelle und besonders persönliche Bindung hegen in eine große, flache Tonschale, die daraufhin an Alvaro weitergereicht wird.

Er kippt ihren Inhalt ins Feuer. Pancho und Flaco schrecken zeitgleich auf, finden aber schon im selben Augenblick wieder zurück zur Contenance: Kein Gegenspieler darf Unsicherheit im eigenen Verhalten lesen können. Dann sind sie aufgefordert, je einen Büschel Kopfhaar auf eben diese Tonschale zu legen. Nun verknoten sich die wirren Wendungen beider Pläne zu einem undurchsichtigen Knäuel: Pancho, nachdem er sich vom greisen Indio die Geschichte des Verfluchens genauer hatte schildern lassen, war zu Alvaro gegangen und hatte ihn um die Durchführung eines Fluch-Rituals gebeten,

woraufhin er die Antwort erhalten hatte, dass er, also Alvaro, nur und ausschließlich zwei sich der Tragweite des Rituals auch bewusster Personen auf die »Reise schicken« würde, woraufhin sich Pancho für einen uralten Fluch zur Auseinandersetzungsbeilegung der konsequenteren Art entschieden hatte, bei dem beide Parteien riskierten, vom Fluch getroffen zu werden, wobei es dem Geist des Peyote überlassen bleiben sollte, die Wahl zu treffen – was er in der Folge und wie von Alvaro eingefordert, Flaco lückenlos hatte wissen lassen.

Flaco wiederum meinte zu wissen, dass Pancho die Wahl sicherlich nicht irgendeinem Kaktusgeist überlassen würde, und er wähnte zudem, dass Pancho wissen musste, dass er, Flaco, dies in Bezug auf Pancho wissen dürfte. Um also in Erfahrung zu bringen, an welcher Stelle des Rituals Pancho intervenieren würde, hatte er einige Tage zuvor Jesús runter zum besagten Schamanen geschickt, und zwar mit der Botschaft, er, Flaco Ladrido, wünschte zur allgemeinen Sicherheit und zur endgültigen Beilegung des Konflikts in Erfahrung zu bringen, dass auch gewiss ebenjenes Ritual durchgeführt werde, welches ihm von Pancho geschildert worden sei. Alvaro hatte die Neugier des involvierten Zweiten begrüßt und diesem die zuvor aus Panchos Mund vernommene und also ihm bekannte Version bestätigt. Er hatte ihn wissen lassen, dass durch die Beigabe persönlicher Objekte wie etwa Gebrauchs- oder Statusgegenstände sowie körpereigener Materialien, in diesem Fall eben Haar, die Teilnehmenden dem Geist des Peyote präsentiert werden würden, woraufhin einer der beiden miteinander im Zwist Liegenden nach Einnahme des pflanzlichen Fleisches von einem diabolischen Geist, der sich dem Auserwählten während des Mezcalintrips zeigen würde, begleitet werde. Dieser Geist würde dann stetig für Chaos, Unruhe, Unglück, Unsicherheit und seelische Qualen sorgen, vor allem jedoch für ein Gefühl der Unvollkommenheit im Leben des Betroffenen – bis dieser den Konflikt durch Nachgiebigkeit und Einsicht lösen würde, was, das versicherte Alvaro, bislang jeder noch so harmonieablehnende Streithahn, der vom Geiste befallen war, nach kürzester Zeit getan hätte.

Pancho nun, der willens war, es auf einen Fluch ankommen zu lassen, da er sich verdammt nochmal als frommer Christ begreift und an solch heidnischen Schabernack nicht einmal im Ansatz glaubt, weiß, dass Flaco ein wie so viele Mexikaner höchst abergläubischer Mensch ist. Sein Plan sieht von daher lediglich vor, dass Flacos leicht manipulierbarer Verstand mit ausgeprägter Anfälligkeit für Mystizismus einem Placebo-Empfänger gleich von den

psychoaktiven Substanzen des Peyote zunächst verwirrt und anschließend in die Knie gezwungen würde, was ihm selbst wiederum leichtes Spiel in der Grabungssache beschere werden.

Flaco, der eine weitaus perfidere Intervention Panchos als den Glauben an den Aberglauben seines Gegners erwartete, hatte vorweislich Jesús damit beauftragt, den Kamm seines Feindes und somit dessen Haar zu stehlen: es würde Pancho gegen Pancho zur Stunde des Rituals heißen.

Pancho, der glaubt, Flaco habe sich nur aus reinem Hochmut dem Fluchritus gestellt, und also genau jetzt nicht weiß, dass dieser zuvor Alvaro aufgesucht hat beziehungsweise hat aufsuchen lassen, Pancho nun denkt, dieser sein Gegenspieler wäre völlig unvorbereitet erschienen. Den Verlust seines Kammes hat er nicht realisiert – da er schlichtweg keinen Kamm besitzt. Jesús stahl, als er nachts zuvor ins Haus der Granollers eingestiegen war, den Kamm der kleinen Adriana, die das lange, glatte schwarze Haar ihres Vaters geerbt hat und den gleichen tiefsitzenden, leger gebundenen Pferdeschwanz trägt wie dieser.

In den flüchtigen Sekunden, da Pancho von Alvaro die Tonschale gereicht wird, heftet sich Flacos Blick an die Hände seines Feindes. Er folgt ihnen, erst der Linken, wie sie die Schale entgegennimmt und festhält, dann der Rechten, wie sie an den Zopf langt und diesem mit einem einzigen Ruck wenige Strähnen entreißt. Flaco hat jede einzelne Bewegung genau registriert und keine Finte ausmachen können. Nichtsdestotrotz ist er sich sicher, dass Pancho irgendwo in seinem Pferdeschwanz ein paar locker sitzende Strähnen irgend eines Mauloder was auch immer für eines Tieres eingeflochten haben muss. Er streckt Pancho seine Linke entgegen, um die Schale in Empfang zu nehmen. Seine Rechte, hinterm Rücken verborgen, ist geöffnet und drängt mit auffordernder Geste: Jesús erinnert sich gerade noch rechtzeitig an seinen Einsatz und lässt unauffällig einige auf die Länge von Flacos Haupthaar zurechtgeschnittene Strähnen aus Adrianas Kammhaar in seines Herren Hand fallen. Dieser nun wiederum führt seine Rechte lässig durchs eigene Haar, ohne die zuvor erhaltenen Strähnen zu verlieren – was ein enormes motorisches Geschick verlangt, weshalb er auch den ganzen Nachmittag dafür geübt hat. Daraufhin führt er seine Hand langsam Richtung Schale, um die nur scheinbar sich selbst entrissenen Strähnen eben jenen seines Gegenspielers auf der Schale hinzuzufügen. In effectu abergläubisch jedoch wie er ist, und durchzogen von kindlicher Furcht vor der Geisterwelt, tritt er, um wirklich und wahrhaftig sichergehen zu können, dass tatsächlich nur die – vermeintlichen – Haare seines



Kontrahenten ins Feuer gelangen, leicht gegen Jesús' Schienbein, der umgehend sein eingeplantes Ablenkungsmanöver initiiert: Er fingiert einen Sturz vom Holzstumpf und bricht in tatsächlich ehrliches Gelächter aus, weil schlicht ein Freund der simplen humoristischen Einlagen. Jener kurze Augenblick der allgemeinen Unaufmerksamkeit genügt Flaco, um die von Pancho gelieferten Haare (welche auch wahrhaftig von ihm stammen) von der Schale zu pusten und durch die aus Adrianas Kamm entwendeten Haare zu ersetzen.

Alvaro blickt Jesús herablassend an, woraufhin dieser beschämt auf seinen Stumpf zurückklettert und allgemeinen Unmut hervorruft, der aber rasch wieder vom Ernst des Rituals verscheucht wird. Flaco reicht ihm die Schale, Alvaro kippt deren Inhalt ins Feuer. Den schwefeligen Geruch verbrannten Haars kennt Pancho nur zu gut: oft versengt er sich die Spitze seines Pferdeschwanzes an den Kerzen neben dem Ehebett, die er immer dann anzündet, wenn er seiner Frau subtil das Vorhandensein einer Erektion signalisieren möchte.

Alvaro legt die Tonschale zur Seite und greift nach einem kleinen Blechtopf, in dem gewaschene Kaktustriebe liegen – ungefähr apfelgroß, waldgrün und in mehrere Segmente gerippt – die er selbst am frühen Morgen dem noch taufeuchten Mutterboden entnommen hat. Feierlich verteilt er erst einen, dann noch einen und schließlich einen dritten und vierten Peyote an die beiden Männer; dann reckt er die Arme gen Himmel, der dem Blick inzwischen vor tiefschwarzer Grundfläche eine funkelnd leuchtende Erhabenheitssymphonie bietet.

»Esst! Auf dass der verführerische Diener der Tlazolteotl den Unrechten heimsuche und durch Peinigung zur Reinigung führe, und so auch seine Kinder und Kindeskinde – bis die Schuld beglichen und das Herz rein!«

Siegessicher, dank vollbrachten Betrugs, schlingt Flaco die unheimlich nach bitterer Erde schmeckenden Knollen hinunter.

Pancho wiederrum denkt: »Dämliche Esoterikschweine! Und dieser Flaco, dieser blasphemische Penner, der sich sonntags Christ nennt und heuchlerisch den Rosenkranz runterbetet, huldigt hier und jetzt doch tatsächlich dubiosen Kaktusgeistern! Der wird schon sehen, was er davon hat!« Er unterbricht, da er dem Erbrechen nahe mit den Kakteen zu ringen hat, seine innere Gedankentirade.

Alvaro spricht feierlich klingende Sätze auf Nahuatl.

Jesús spielt wieder mit seinem zurückgestohlenen Zweig.

Sírio und Antares, Alvaros Hundebestien, jagen plötzlich einer Klapperschlange, welche vom Lager fernzuhalten Teil ihrer Aufgabe ist, oder aber irgendeinem ganz anderen Tier hinterher.

Unterdessen reißt Adriana ihre kindlich großen, müden Augen auf und findet sich – in kaltem Schweiß gebadet – in ihrem Bett wieder. Der Raum um sie herum ist pechschwarz und unendlich weit, es lassen sich keinerlei Konturen oder vertraute Formen ausmachen, keinerlei Umrisse, keinerlei Anzeichen von irgendetwas, auch nicht die des Bettes ihres Bruders, auch nicht die sonst gewöhnlich von der Stube her eindringenden Lichtstrahlen im Türrahmen, oder irgendwelche anderen Bezugspunkte zur Welt, wie sie ein Kind kennt.

## Epilog

Die Grabung hinter beziehungsweise unter Flaco Ladridos Hühnerstall sollte nie realisiert werden, jedenfalls nicht vollständig oder wie von Pancho erträumt. Keiner der beiden Herren hatte eine tiefergehende spirituelle Reise erfahren, und so war der Konflikt weder geschlichtet oder auch nur abgemildert worden.

Was den langwierigen Streit schließlich beendete: Panchos Tod, etwa zwei Wochen nach Durchführung des Rituals. Er hatte sich draußen auf dem üblichen Hügel, ungefähr einen halben Kilometer vom Haus entfernt, auf seinen alten Saufschemel gepflanzt und war dort, umringt von einer im trockenen Wüstenboden versickernden Bierlache und von sonst rein gar nichts, einem Herzinfarkt erlegen.

Aus ursprünglicher Neugier heraus und ohne Hintergedanken entschied sich Flaco nach Panchos Tod (und einer angemessen langen, pietätvollen Trauerzeit, die er strikt einhielt, da die Tochter seines ehemaligen Widersachers, die kleine Adriana, welche kurz vor ihres Vaters Dahinscheiden in einen besorgniserregend finsternen, ja geradezu melancholischen Gemütszustand verfallen war, ihm aufrichtig und von Herzen leid tat), dem so verheißungsvollen Boden auf den Grund zu gehen.

Keine zwei Stunden, nachdem Jesús nahe der mysteriösen Gräben emsig zu buddeln begonnen hatte, lüftete sich auch schon das Geheimnis um den Ursprung der die Gier fördernden Funde und Formen in besagtem Areal: ein verschüttetes

Kellergewölbe einer alten Kapelle, der *Sagrada Madre Nuestra*, lag direkt unter der Grenze beider Grundstücke.

Die Kapelle war sogar in die Grundstückspläne beider Besitztümer eingezeichnet – es hatte sich nur nie jemand die Mühe gemacht, in den Büchern nachzusehen.